

Staunenswerte Bandbreite

Shelley dirigiert Nürnberger Symphoniker – Müller-Schott brilliert in Prokofjew-Konzert

ANSBACH – Der Mensch ist der Maschine immer noch überlegen, wie ausgefeilt sie auch sein mag. Denn er kann sich zu kreativen Höhen aufschwingen, die von den elektronischen Rechenknechten des 21. Jahrhunderts – zum Glück – niemals erreicht werden können. Das „Mütterchen Russland“-Programm der Nürnberger Symphoniker im Ansbacher Onoldiasaal gab davon beredtes Zeugnis.

Symphoniker-Chefdirigent Alexander Shelley hat erst kürzlich einen Vertrag für weitere vier Jahre unterschrieben. Die Konzertfreunde wird es freuen, denn unter dem einfallsreichen jungen Briten hat das Orchester eine künstlerische Hochphase wie seit Jahren nicht.

Die bekannte „Fürst Igor“-Ouvertüre aus Alexander Borodins gleichnamiger Oper, die nach dem frühen Tod des Komponisten von Alexander Glasunow aus Skizzen und Gehörtem rekonstruiert wurde, lebt von punktgenauer Rhythmik, äußerst präziser Intonation – und jenem Hauch von gewollter Unebenheit und Hemdsärmeligkeit, den man einem mit den Noten des Werks gefütterten Computer nur schwer beibringen könnte. Das ist wohl kontrolliertes musikantisches Ungestüm in Verbindung mit einer hauchfeinen Verschleppung der Auftaktnoten, die von Ferne an die Offbeat-Technik des



Immenses Ausdrucksspektrum: Daniel Müller-Schott. Foto: Draminski

Jazz erinnert und in der Regel den Fuß-Mittwipfeffekt auslöst. Was offensichtlich auch mit E-Musik funktioniert.

An dem Cellisten Daniel Müller-Schott könnten die Produzenten hochwertiger digitaler Aufzeichnungs- und Wiedergabegeräte studieren, woran es

ihren Produkten bis heute fehlt: Der vielfach preisgekrönte Solist in Sergej Prokofjews „Sinfonia Concertante“ für Violoncello und Orchester Farbstärke und Detailreichtum, „großen“ Celloton und rhythmischen Fluss, beherrzten Zugriff und feinsinniges Strukturbewusstsein zusammen. Mit stupender dynamischer Bandbreite bewältigt Müller-Schott riesige stilistische und thematische Kontraste, ohne dass die organischen „Festplatten“, die Gehirne der Zuhörer, vor der stetig strömenden Datenflut kapitulieren müssten – davon sind auch die hochwertigsten Super-Stereoanlagen weit entfernt.

Zumal man so etwas wie sanfte Herzwärme und erschütternden Seelenschmerz sowieso nie schlüssig in Bits und Bytes pressen können wird. Pjotr Iljitsch Tschaikowskys Fünfte, die e-Moll-Symphonie, verträgt auch kein „Schema F“, keine simplen Patentrezepte, wenn das so himmelhochjauchende wie todbetäubte Opus seine emotionale Wucht entfalten soll. Shelley und die Symphoniker liefern ein Lehrstück darüber ab, wie weit man mit lässigem Muskelspiel, selbstverständlicher Präzision und zielgerichteter Gestaltung dramatischer Bögen kommt. Dass dem wie poliert glänzenden Endprodukt eine Spur genuin russischer Innigkeit fehlt, wäre dem Computer vermutlich gar nicht aufgefallen.

Hans von Draminski